

(Nachdruck verboten.)

8)

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

„Ja — dazu gehört was, bis sie mich so weit haben — da kannst Du Gift auf nehmen, Jossa! — Herr Gott, es ist wirklich gräßlich, wie sie mich anlocken — die feinen Damen sehen sie doch sicher nicht so an — — davor werden sie sich wohl hüten! Sehen wir denn aus wie ein paar Dirnen? Jossa, komm, wir woll'n nach Magryus rüber gehen und uns mal spiegel'n!“

„Nein, wart' mal, wart' mal. Herr Gott, da kommt ja der König — da kommt er! — Gott, ich glaub' 's Krieg Herzklopfen — und hinter ihm kommt der himmlische Prinz Karl — sieh doch bloß, wie die Damen rennen und grüßen. Sieh Helgesen an und Fräulein Möller — sieh, wie reizend sie knixt.“

Fräulein Möller und Helgesen und Smith machten tiefe Verbeugungen vor dem König, der dann an Albertine und Jossa vorbeikam, die sich ganz allein auf dieser Straße der Straße befanden.

Der König nahm höflich den Hut ab und der Prinz grüßte ebenfalls.

Albertine und Jossa bemühten sich, in ihrem Gruß die Fräuleins Möller so viel wie möglich nachzuahmen.

Die Uhr war gegen drei. Die meisten feinen Damen und Herren waren bereits nach Hause gegangen — schließlich kam die Musik die leere Karl-Johann-Straße hinab, in einer kleinen, stummen Gruppe, ohne Vortrab und Gefolge. Vor dem Reichstagsgebäude kamen ihnen zwei dicke, elegant gekleidete Mädchen entgegen mit hohen, spitzen Absätzen mitten unter den Schuhen, die sie auf eine herausfordernde Weise auswärts setzten, mit wallenden Federn auf den großen Hüften, die aufgelegter Schminke und einer Atmosphäre von Moschus um sich her.

Sie redeten eifrig miteinander und lächelten; die eine hatte einen von ihren Vorderzähnen verloren. Sie bogen in eine kleine Nebengasse ein.

Albertine und Jossa blieben eine Weile stehen und guckten in die Ladenfenster, dann gingen sie schnell nach Hause. Dede und wie ausgestorben lag die Karl-Johann-Straße da.

Schräg über den Markt, durch die Große Straße, die Neue Straße und die Steuerstraße waren sie wieder in die Brostraße gekommen.

Der Himmel hatte sich überzogen, und es wehte ein scharfer Wind.

Nachdem sie Oline den Mantel wieder abgeliefert hatte, rannte Albertine, so schnell sie konnte, nach Hause.

Die Erbsen standen auf dem Ofen und waren noch warm, Mutter Christiansen saß auf Eduards Stuhl und schlief, am Fenster wartete die Nähmaschine.

Sie füllte sich selbst die Erbsen auf, setzte sich an den Tisch und aß.

„Jetzt wollen wir uns eine gute Tasse Kaffee machen, Mutter?“

Mutter Christiansen erwachte, füllte Wasser in den Teekessel und setzte sich wieder auf den Stuhl, um zu schlummern.

Albertine schmierte die Maschine gründlich und holte die Arbeit, die sie fertig machen wollte, heraus, dann öffnete sie die Schachtel mit den Nähutensilien und kramte ein wenig darin herum.

Sie wollte noch nicht mit dem Nähen anfangen.

Nein, erst wollte sie ihren Kaffee haben!

Hinten auf dem Ofen fing das Wasser an, lustig zu summen.

Mutter Christiansen erwachte.

Als sie Kaffee getrunken, und Albertine ein wenig von dem erzählt hatte, was sie gehört und gesehen hatte, setzte sie sich, und während Mutter Christiansen abwusch, fing sie mit aller Kraft an zu nähen, und die Maschine fauste dahin.

An mehreren von den folgenden Tagen kam Jossa in der Mittagsstunde und holte sie ab, um mit ihr in der Karl-Johann-Straße zu gehen.

Sie ging immer mit und spazierte ein paarmal auf und

nieder, sie begegneten Helgesen und Smith und denselben Leuten wie gewöhnlich.

Albertine fing an, sie zu kennen: die Herren sahen sie alle an — auf eine so sonderbare Weise:

Das kam gewiß daher, weil sie mit Jossa ging.

Wenn die Musik vorbei war, ging sie nach Hause und nähte den ganzen Nachmittag.

Des Sonntags ging sie in die Kirche.

Ein paarmal hatte Jossa sie auch des Abends mit hinausbekommen in das Menschengewimmel in der Dunkelheit unter Gaslaternen, vor erleuchteten Laternenfenstern.

Mehrmals waren sie Helgesen und Smith begegnet, die dann begrüßt hatten, ohne jedoch einen Gegengruß zu erlangen.

Sie ging früh nach Hause und nähte eine Weile, ehe sie sich schlafen legte.

Es war in der Dämmerstunde.

„Heute, glaube ich, gehe ich, ehe Jossa kommt!“

Sie ließ den Stoff fallen, an dem sie nähte — hob die Galbgardine in die Höhe — ja — ganz herrliches Wetter — richtiges Frühlingswetter.

Sie nahm den Stoff wieder auf und nähte den Saum fertig — hob dann den Hebel der Maschine, nahm die Nadel heraus, schnitt den Faden ab, der darauf hing und legte die Arbeit zusammen.

Die Spulen, die Schere und den Fingerhut legte sie in die Schublade des Maschinentisches und wischte einige Fäden, die auf der Platte lagen, herunter.

Aber wenn Jossa nun kam?

Schnell zog sie alle Haarnadeln aus dem Haarknoten im Nacken heraus, so daß es herabfiel.

Sie nahm das lange, dicke, braune Haar, drehte es um die Hand und am Hinterkopf in die Höhe und legte es schließlich auf den Scheitel und befestigte es dort mit Haarnadeln.

Und dann ging sie zu Oline.

„Kann ich Deinen Mantel leihen?“

„Ja, bitte. — Du gehst ja jetzt so oft aus?“

Sie lächelte in der Türöffnung, als sie hinter ihr schloß. Es war noch hell, und in der Karl-Johann-Straße herrschte fast Gedränge.

Sie ging bis an die Universitätsuhr, wo sie umkehrte, nachdem sie nachgesehen hatte, wie spät es war, und ging die Straße wieder hinab und begegnete denselben Gesichtern und denselben Hüten und Mänteln.

Beim Posthaus kehrte sie wieder um und ging zurück und begegnete beständig denselben Menschen.

Es wurde ein wenig dunkler.

Sie kehrte wieder bei der Universitätsuhr um und ging bis an das Postgebäude zurück — mehrmals auf und nieder.

Es wurde dunkler, fast dümmrig.

Heute sah niemand sie so an wie sonst — sie hielten sie für eine feine Dame, aber jetzt durfte sie wohl nicht länger so auf und nieder gehen, denn das ging wohl nicht an, so allein und im Dunkeln.

Dies sollte das letzte Mal sein, daß sie bei der Uhr umkehrte und wieder zurückging. Jetzt wollte sie nach Hause.

Wie amüsant es doch war, so allein mit ihrem Paket in der Hand zu gehen und für eine feine Dame gehalten zu werden, die sich beeilen muß, um nach Hause zu kommen, zum Abendessen, die aber erst noch einige Besorgungen zu machen hat.

Jetzt ging sie auf einmal schneller, da glaubten die Leute gewiß, daß sie viel zu tun habe. Aber die Photographien dort im Schaufenster mußte sie doch noch ansehen.

Das ganze Fenster stand voll von Photographien von Musikern und Schauspielern und Schauspielerinnen, große Bilder, und die Schauspielerinnen hatten Atlastkleider an — ausgeschnitten — da standen auch viele Notizen mit hübschen Bildern vorne auf dem Umschlag.

Ob sie hineingehen und nach ein paar Notizen fragen sollte? Ob sie sie wohl für eine Dame halten würden, die Klavier spielte?

Das könnte ganz amüsant sein — aber nein, sie hatte doch nicht den Mut dazu.

Es wurde dunkler, und eine Gaslaterne oben bei Berg-

witz wurde angezündet und leuchtete gelblich — auch auf der gegenüberliegenden Seite wurde eine angezündet, und dann wieder eine auf der ersten, sie kamen im Zickzack auf sie zu.

Viele Schaufenster, in denen hübsche Sachen lagen, waren jetzt hell erleuchtet. Jetzt wollte sie schnell nach der Nordstraße zurückgehen, es war gewiß schon ziemlich spät, und sie war von ihrer Näharbeit weggelaufen, und die sollte morgen fertig sein — Ne, wach ein Licht bei Loftrup, weißes und gelbes elektrisches Licht!

Die Augen taten ihr förmlich weh davon, und alle die entzündenden Sachen, Broschen und Spangen und Broschen und Spangen aus Silber und Gold, übereinander und untereinander auf schwarzem Samt.

In dem andern Fenster nur Ringe und goldene Ketten — und dann kamen Löffel und Gabeln, die in schwarzen, geöffneten Schächeln mit grünem oder rotem Atlasfutter lagen.

Es war so hell wie am Tage, da drinnen im Laden und draußen auf der Straße, und die Leute, die still standen und vorübergingen, waren einen Augenblick in dem Licht — es war ganz wie am hellen Vormittag.

Die Gaslaternen hier draußen wurden so trübe und sahen aus wie ein Butterkex, den sie an eine lange Stange gesteckt hatten.

Weißer Handschuhe, nichts als weiße Handschuhe in dem einen Fenster — Weintrauben und Äpfel; Weintrauben waren herrlich — sie hatte sie einmal im Leben gekostet, — Herr Gott, das war schon viele Jahre her! — Wieder Handschuhe in Gasbeleuchtung mit breiten Raupennähten — hübsche Stöcke — dies war offenbar ein Herrenladen.

Sie ging schräg über die Straße hinüber, mit dem Strom, bis an die Ecke — wieder Schaufenster — die Uhr dort im Fenster war schon sechs — nein, jetzt mußte sie sich beeilen — sie ging schnell — dies konnte sie sich ja ein andermal ansehen — sie mußte jetzt sehen, daß sie nach Hause kam, sonst machte sich die Alte wohl auch ihretwegen Sorgen.

Nein, was für ein reizendes Korsett da bei Mathiesen, und so hübsch mitten im Schaufenster aufgestellt — ganz allein — und ein paar seidene Taschentücher, oben hineingesteckt, um es ein wenig auszufüllen — ja, ein Korsett mußte sie auch haben, obwohl es gar nicht so angenehm anzuhaben war — das wußte sie noch von damals, als sie Zosia angehabt hatte, aber Zosia mußte ein Korsett tragen ihrer Figur wegen.

Ja, nun wollte sie wirklich gehen — aus dem Korsett machte sie sich eigentlich nichts, wenn sie nur die langen, feinen, blauen Strümpfe kriegen könnte, von denen je einer an jeder Seite des Fensters hing — die mußten ja bis weit über die Knie reichen. — Aber nun wollte sie auch wirklich nach Hause.

Die Uhr würde sicher sieben werden, ehe sie auf diese Weise nach Hause kam — bloß die bunten Kragen mußte sie sich noch ansehen — die roten waren am hübschesten — oder auch die rot- und blaugestreiften.

Ein paar andere junge Mädchen drängten sich an das Fenster heran, die Gaslaterne fiel auf die vorgestreckten Gesichter — es kamen mehrere — es entstand ein förmliches Gedränge — sie ging weiter.

Ja, solche blauen Strümpfe — ach, diese feinen Damen, die immer mit solchen Strümpfen gehen konnten, die viele solche Paare hatten, — blaue und rote — und die all dergleichen kaufen konnten, was sie nur wollten, und die unterwärts ebenso hübsch waren wie nach außen, ja, ganz bis auf die Haut — nein, dann würde sie sich auch um nichts auf der Welt grämen.

(Fortsetzung folgt.)

Herrn v. Kotzebues Ansichten über Preßfreiheit.

August von Kotzebue war ein talentierter Lustspielbildner und ein politischer Gesinnungslump. Es ist bekannt, daß er wegen dieser zweiten Eigenschaft dem Dolch des demokratischen Theologiestudenten Karl Ludwig Sand zum Opfer fiel. Dies Attentat war zwar ein politischer Wahnsinn, wie das politische Attentat überhaupt nur das Mittel primitivster politischer Kulturen ist. Aber damit ist die Ehre des Herrn von Kotzebue noch lange nicht gerettet. Gesinnungslump bleibt trotzdem Gesinnungslump. Und Sand hatte ganz recht, wenn er in Kotzebue den Vertreter einer politischen Charakterlosigkeit erblickte, die kein Bedürfnis kennt als das, sich in der guten Gesellschaft möglichst angenehm zu betten — geschehe dies auch durch Mittel wie eine salonfähige Pornographie, einen feilen Byzantinismus und allerhand geistreiche Niedertracht im Heruntermachen

anhändiger Zeitgenossen. Goethe hat dem Trefflichen denn auch folgendes Epigramm gewidmet:

O könnt' ich doch dort droben hinein —
Wie bald sollt' alles versch... en sein!

Die zugehörige Zeichnung zeigt den Cavalier von Kotzebue in einer gewissen Verriechung; er schaut dabei neidisch nach dem Olymp hinauf, wo die literarischen Götter der Zeit in Feiertexten thronen.

Ein Beispiel für die Art, in der unser Herr Staatsrat von Kotzebue seinen edlen Royalismus befundete, ist ein Aufsatz über Preßfreiheit, den er für das von ihm zu Weimar herausgegebene „Literarische Wochenblatt“ geschrieben hat. Dies Blatt war in der journalistischen Form sehr geschickt gemacht; es ist eines der journalistisch interessantesten Blätter der Zeit, wenn es auch den raffinierten journalistischen Witz von Börnes „Zeitschwingen“ und die journalistische Leidenschaftlichkeit des von Ludwig Wieland herausgegebenen „Volksfreunds“ oder des von Lindner herausgegebenen weimariischen „Oppositionsblatts“ nicht von ferne erreichte. Das „Literarische Wochenblatt“ war Salonpublizistik. Inhaltlich war es gerade in den journalistisch besten Aufsätzen von einer ungewöhnlichen Gemeinheit. Zuweilen war der schofle Inhalt aber nicht einmal durch journalistische Würze genießbar gemacht. Dahin gehört der Aufsatz über die Preßfreiheit, der sich im 1. Band (Weimar 1818, Seite 198—199) findet.

Mit den einfältigsten Mißseelen unterscheidet da der wohlbezahlte Royalist und Staatsrat zwischen Sprech- und Preßfreiheit. Die erste sei wohl zu empfehlen, weil das gesprochene Wort behalle. Preßfreiheit sei gefährlicher, denn der Druck fixiere die Gedanken für Jahrhunderte. „Es kann recht gut — so argumentiert der kultur-liberal-konservative Ged- und umgekehrte kleine Voltaire — eine freie Mitteilung geben auch ohne Preßfreiheit.“ Warum auch nicht? Die Römer und die Griechen hatten ja auch keine Preßfreiheit und waren doch sehr freiheitliche Völker! Eine phänomenale Unterscheidung, die vielleicht noch einmal modern wird.

Den Einwand, der Mißbrauch der Preßfreiheit durch einzelne widerlege noch lange nicht den Wert der ganzen Einrichtung, behandelt unser Schmod folgendermaßen:

„Wir finden das nicht. Daß kein Apotheker Gift verlaufen darf, ist doch auch nur verboten, damit nicht einzelne diese Freiheit mißbrauchen sollen?“

Um die Preßfreiheit ungiftig zu machen, schlägt der Treffliche nun vor, der Staat solle die Preßfreiheit wie persönliche Auszeichnungen nur an einzelne verteilen.

„Wir setzen voraus, daß der Staat seine Beamten, Professoren, Schullehrer usw. kennt. Nach Maßgabe dieser Kenntnis erteile der Staat jedem einzelnen, sogleich bei dessen Bestallung oder auch später, die Preßfreiheit, so daß es zum Beispiel Professoren mit Preßfreiheit und Professoren ohne Preßfreiheit gäbe. Es sei eine Ehre, eine auf besonderes Zutrauen gegründete Auszeichnung, wenn in dem Dekret steht: mit Preßfreiheit. Sie werde demjenigen wieder entzogen, der sie mißbraucht, und das sei eine Schande. Sie werde durchaus keinem zugestanden, der nicht in Staatsdiensten steht. Will ein unbeamteter Schriftsteller etwas drucken lassen, so müsse er es der Zensur unterwerfen, das heißt: er müsse von irgend einem derjenigen, die der Preßfreiheit genießen, das Imprimatur (d. h. die Druckgenehmigung) vorzeigen können. Auf diese Weise würde der Staat auch die Kosten für eine Zensurbehörde sparen. Uns dünkt, jeder der Bevorrechteten würde sich wohl hüten, sein schönes Privilegium auf das Spiel zu setzen, und folglich wieder selbst etwas Anstößiges schreiben noch sein Imprimatur leichtsinnig bewilligen. Es fiele ferner die alte Klage über unerbittliche Zensoren weg, denn jeder Schriftsteller ohne Preßfreiheit würde unter so vielen weckern Männern mit Preßfreiheit immer leicht einen finden, der ihm Achtung einflöste.“

Eine dreifache Verweigerung des Imprimatur — durch drei Privilegiaten der Preßfreiheit — solle die endgültige Verweigerung der Druckerlaubnis bedeuten. „Ebenso müßte aber auch ein dreifaches Imprimatur das Werk unantastbar machen, wenn es auch der Regierung mißfallen sollte.“

Man sieht, das Schmöckchen zeigt zuweilen auch den liberalen Pferdefuß. Im Notfall kann das Schmöckchen allerdings darauf hinweisen, daß es ja der Regierung erlaubt sein solle, Mißbrauch der Preßfreiheit und „leichtsinne Verwilligung des Imprimatur“ durch Entziehung des Privilegs zu bestrafen.

Wenn man diese unbezahlbaren Vorschläge liest, so meint man zunächst, sie sollten eine blutige Satire auf die Gegner der Preßfreiheit sein. Aber so einfach ist die Sache nicht. Natürlich ist der Schmod viel zu intelligent und literarisch viel zu begabt, um nicht zu wissen, daß seine Vorschläge wie eine Satire aussehen. Und wahrscheinlich macht er im Hinterstübchen seines Journalistenbewußtseins diese Satire schäfernd und medernd mit. Aber es ist eben Schmod, und darum schreibt er in der Deffentlichkeit rechts, während er in der Heimlichkeit seines Faunsgemütes sozusagen links denkt. Als öffentlicher Vorschlag ist der Aufsatz des „Wochenblätters“ — wie ihn die Kollegen vom Fach betitelten — ganz ernst gemeint. Der Vorschlag paßt ganz in den Stil der heiligen Allianz. Und solche „Gesinnung“ wurde bezahlt, wiewohl der Zar Alexander der Erste, Kotzebues Souverän, manchmal geneigt gewesen sein soll, dem Staatsrat seine allerhöchste und allerpersönlichste Verachtung zu bekunden. Indes: eine Hand wäscht die andere, und die Augen lächeln einander wohl pfißig zu, aber sie verraten einander nicht. So blieb Kotzebue der Empfänger einer Staatsratspension

von rund 3500 Rubeln, für die er dem Zaren zuweilen einen feuilletonistischen Stimmungsbericht aus Weimar zu schicken hatte. So verbreitete er unter dem Wohlwollen der heiligen Allianz, besonders des Fürsten Metternich und seines literar-politischen Helfers Gens, gute Gesinnungen in Deutschland. Und sein Vorschlag über Pressefreiheit war um so ernster gemeint, als dem Journalisten Kobebue just in Weimar eine heftige journalistische Konkurrenz gemacht wurde. Gelang es, diesen Konkurrenten die durch die weimariische Verfassung garantierte Pressefreiheit und weiter — die Abonnenten abzufragen, dann war nicht nur die ausschließliche Verbreitung lokaler Gesinnung, sondern auch die Remabilität des „Literarischen Wochenblattes“ verbürgt.

An dieser Geschichte erkennt man den ganzen Mann. Und man begreift den Ekel, den der jugendlich aufrichtige und jugendlich naive Liberalismus der burschenschaftlichen Bewegung gegen Kobebue empfand. Ihr erschien Kobebue als die Verkörperung des Servilismus, der korrumpierten und korrumpierenden Geistreicherei, die sich ohne Gesinnung als Lohnschreiberin der mächtigen Reaktion prostituierte. Und war die Tat Sands auch politisch ein Aberwitz, so war sie darum doch nicht ohne tiefen Sinn. Die politische Keiligkeit, die politische Begeisterung führte in dieser Tat einen gleichsam symbolischen Kampf gegen die politische Verschlamtheit und gegen die gesinnungslose Servilität, die Gesinnung einen Kampf gegen den feilen Witz.

Wilhelm Hausenstein.

Die Mangbettu.*)

Das Land der Mangbettu ist von allen, die es besuchten, als ein irdisches Paradies bezeichnet worden. Es liegt etwa 1000 Meter hoch, ist hügelig und von zahllosen, rasch fließenden Gewässern, den Zuflüssen dreier mächtiger Ströme, des Uelle, des Bomolandi und des Arumini, durchquert. Es umfaßt zwischen Uelle und Bomolandi die Galeriewaldzone und liegt mit seinem südlichen Teil schon im eigentlichen Regenwald. Entsprechend seiner üppigen natürlichen Vegetation sind auch die in der Nähe der Wasserläufe angelegten Kulturen außerordentlich ertragreich. Aber die Mangbettu sind nur in bedingtem Sinne Ackerbauer, denn die Ertragnisse des Bodens wachsen ihnen, ohne daß sie viel Sorgfalt darauf zu verwenden brauchen, sozusagen in den Mund. Kornarten wie Sorghum und Panicum, welche die Basis der Ernährung der Subanvölker bilden, werden hier gar nicht angebaut, in um so größerem Maßstabe die Banane, das Hauptnahrungsmittel aller äquatorialen und westafrikanischen Stämme. Neben den Bananen werden mannigfache Erdfrüchte kultiviert, Maniok oder Cassaven, Bataten, Jams, Erdnüsse, dazu als Genussmittel Zuckerrohr und Tabak.

In der Nähe der Hütten findet man regelmäßig einen in ganz Äquatorialafrika sehr geschätzten Baum, Urostigma kotschyana, dessen Rindenbast durch Klopfen in aufgeweichtem Zustand zu einem dauerhaften, wollartigen Zeug verarbeitet wird. Gewebte Stoffe, meist billige in Deutschland gefertigte Kattune, haben zwar seit ungefähr dreißig Jahren Eingang bei den Mangbettu gefunden, aber in weit geringerem Umfang als bei andern Stämmen.

Allen aus den Niländern kommenden Reisenden pflegt als ein Charakteristikum des Mangbettu-Landes die Delpalme aufzufallen, die hier ihre nördliche Verbreitungsgrenze hat. In der Tat trägt diese im ganzen Kongoboden weitverbreitete Fürstin unter dem Palmengeschlecht, die mit ihrer Verwandten, der Borassuspalme, um den Preis der Schönheit wetteifert, außerordentlich viel zu dem pittoresken Anblick bei, den die regelmäßig von ihr beschatteten Mangbettubörser bieten. Das durch Pressen der Fruchthüllen gewonnene rote, dickflüssige und frisch nicht unangenehm schmeckende Öl dient als Zusatz für sämtliche Speisen. Auf deren Bereitung verwenden die Mangbettu ganz besondere Sorgfalt, was nicht nur in Zentralafrika als ein untrügliches Zeichen einer hohen Stufe äußerer Kultur betrachtet werden muß. Viehzüchter im Sinne mancher Sudan- und ostafrikanischer Völker sind die Mangbettu nicht. Rinder geheißen in ihrem Lande nicht, angeblich wegen der durch die Tsetsefliegen verursachten Seuche, Ziegen und Schweine findet man nur spärlich, Hunde und Säuhner um so zahlreicher. Den Hauptteil ihres nicht geringen Fleischbedarfs gewinnen die Mangbettu durch die Jagd, die in ihrem von Elefanten, Büffeln, Wildschweinen und zahlreichen Antilopenarten reich bevölkerten Gebiet eine schier unererschöpfliche Nahrungsquelle bietet.

Dazu kamen in früheren Zeiten unaufhörliche Raubzüge gegen die umwohnenden Ronbu-Stämme. Nicht nur Beute an Kleinvieh fiel ihnen dabei in die Hände, sondern sie nahmen auch die Leiber der im Kampfe Getöteten und gefangene Weiber und Kinder mit sich fort, um sie daheim zu verzehren. Schweinefurch schildert eingehend die furchtbare Sucht nach Menschenfleisch bei den Mang-

bettu, die nach seiner Meinung von kaum einem anderen afrikanischen Volk übertroffen werden kann. Mit der Einführung einer strengen Verwahrung durch den Kongostaat haben diese Greuel natürlich aufgehört, denn die Belgier bestrafen jeden des Kannibalismus Ueberführten mit dem Tode.

Die Jagd ist noch heute die hauptsächlichste Beschäftigung der Männer. Den Frauen liegt dagegen alle häusliche Arbeit und die Bestellung der Felder ob. Bornehme Frauen allerdings überlassen schwerere Arbeiten den immer noch überall vorhandenen Hausflaven. Ihre Tätigkeit beschränkt sich auf die Zubereitung der Mahlzeit und auf die Herstellung ihrer Toilette, die mehr Zeit in Anspruch nimmt, als ihre mangelhafte Bekleidung vermuten läßt.

Die Mangbettu sind eine hoch gebaute Rasse; ihre Körper sind sehr ebenmäßig, meist schlank und sehnig, erst mit zunehmendem Alter und nur bei besonders faulen Individuen zur Fülle neigend. Ihre Körperfarbe ist ein liches Kaffeebraun, um mehrere Nuancen heller als die der umwohnenden Usande- und Ronbu-Völker. Sie sind stark dolichocephal (langköpfig), und ihre Physiognomie unterscheidet sich von der anderer Negerrassen durch die größere Länge und Krümmung der Nase, die ihnen in vielen Fällen semitische Züge verleiht. Stärker als bei den meisten andern Negern ist auch ihr Bartwuchs. Der Bart gilt als Zeichen der Männlichkeit, er wird einigermäßen gepflegt und manchmal zu einem Zopfe geflochten getragen. Verstümmelungen des Körpers, wie Ausbrechen oder Spitzfelsen der Zähne — letzteres ist bei Kongoböllern weit verbreitet und hatte ursprünglich den Zweck, die Männer im Nahkampf wehrhafter zu machen — trifft man bei den Mangbettu nicht, es sei denn, daß man ihr Stammesmerkmal, die Durchlöcherung der Ohrmuskel, die ihnen bei den Arabern den Namen Guru-Guru verschafft hat, als solche bezeichnet.

Die Tracht der Männer besteht aus einem weiten Rindenstoffschurz. Die Rinde des erwähnten Feigenbaumes wird durch längeres Wässern leicht mazeriert, dann mittels hölzerner Hämmer längere Zeit geklopft und gewinnt dadurch ganz das Aussehen eines dichten und sehr geschmeidigen Gewebes. Die einzelnen Streifen werden mittels Kautschuk, an dem die Wälder ziemlich reich sind, zusammengeklebt, nicht genäht.

Noch charakteristischer als die Kleidung der Männer ist die der Weiber. Sie besteht aus einem schmalen, dunkelbraun gefärbten Streifen des gleichen Rindenstoffes, der den Schoß bedeckt, die hintere Partie des Körpers aber frei läßt und durch eine dünne, aus Pflanzenfasern geflochtene Schnur im Gürtel festgehalten wird. Vorn und hinten hängt an dieser Schnur eine kleine Schürze aus getrockneten Bananenblättern, das „Läge“, das außerordentlich reich und verschiedenartig gemustert zu sein pflegt. Als Schmuck dienen den besseren Frauen Manschetten aus spiralförmig gewundenem Kupferdraht und um Hals und Handgelenk getragene Perlenketten. Das, was sie aber vor allen anderen Rassen charakterisiert, ist ihre höchst auffallende Haartracht. Diese wird gleichsam schon im Säuglingsalter vorbereitet. Bei den Mangbettu herrscht nämlich die merkwürdige Sitte, den Schädel dadurch zu verlängern, daß man den Neugeborenen eine lange Schnur in zahlreichen Windungen fest um Stirn und Oberkopf legt. Entsprechend dem Wachstum des Schädels wird diese Schnur von Zeit zu Zeit gelockert. Dadurch gewinnt der Oberkopf eine kegelförmige Gestalt. Früher war diese Mode bei beiden Geschlechtern üblich. Heute findet man sie beim männlichen nur noch selten, beim weiblichen dagegen allgemein. Es ist interessant, daß die Intelligenz durch diese Deformation des Schädels nicht im geringsten beeinträchtigt wird. Ihr Haar lassen sie lang wachsen. Sie flechten es in zahlreiche dünne Zöpfe und in diese hinein ein reusenähnliches Gestell aus dünn geschnittenem Holz des Rotangs. So entsteht ein kolossaler Kopfschuh. Die Herstellung einer solchen Friitur nimmt natürlich viele Stunden in Anspruch, sie wird dafür aber auch wochenlang getragen, um dann für kurze Zeit durch eine weniger umfangreiche ersetzt zu werden. In dem reusenähnlichen Aufbau haben die Frauen mancherlei Dinge stecken, gebleichte Oberarmknochen von Affen oder lange Nadeln aus Stahl, deren Ende zu einem Rechteck oder einer Lanzette verbreitert ist. Diese Dinge dienen nicht etwa, wie unsere Haarnadeln, zum Festhalten der Friitur, sondern sind unentbehrliche Gegenstände für die Pflege der Nägel, auf deren Reinlichkeit die Weiber großen Wert legen.

Die Stellung der Mangbettufrauen unter den Negerböllern ist ganz ungewöhnlich. Weit davon entfernt, eine Sklavin, gewissermaßen ein besseres Haustier zu sein, wie es bei allen Vanustämmen mit Einschluß der Usande zutrifft, genießt die Mangbettufrau ein überraschendes Maß von Freiheit. Schon äußerlich kommt dies dadurch zum Ausdruck, daß die Frauen bei der Ankunft eines weißen Reisenden sich nicht abseits halten, sondern wie die Männer zu seiner Begrüßung herbeieilen, ihm freundlich die Hand reichen und ungezwungen an der Unterhaltung über das Woher und Wohin des Begegneten teilnehmen.

Das Schmiedehandwerk ist das einzige, welches berufsmäßig ausgeübt wird, und entsprechend seiner Bedeutung stehen die Schmiede in hohem Ansehen. Alle übrigen Künste werden bis zu einem gewissen Grade von jedem Mangbettu beherrscht. Trotzdem überrreichen die Erzeugnisse ihrer Töpfer-, Holzschneid- und Flechtarbeiten das von anderen Negerböllern hierin Gelerbte erheblich. Es sind mit Ornamenten versehene Wasser- und Oelfasschen, deren Formen und Verzierungen eine ungewöhnliche Erfindungsgabe betonen. Der Mangbettukopf wird hierbei oft in der Weise verwendet, daß die Mundspalte oder die Friitur als Tülle dient.

*) Wir entnehmen diese Schilderung eines der interessantesten zentralafrikanischen Völker, das 1870 von Schweinfurth entdeckt wurde und früher wegen seines Kannibalismus verächtigt war, den Berichten der deutschen hauptsächlich für wissenschaftliche Sammlungszwecke ausgesandten Zentralafrika-Expedition 1910/11. (Vom Kongo zum Niger und Nil, zwei Bände. Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.) An dem ganz hervorragenden illustrierten Werke, das unter dem Namen des Expeditionsleiters, des Herzogs Adolf Friedrich von Wiedenburg, erscheint, haben eine Reihe von Forschern mitgearbeitet. Unser Abchnitt ist von Dr. S. Schulz, dem es auch gelang, das äußerst seltene Dlaki zu erbeuten.

Die Vervollkommnung ihrer Werkzeuge befähigt die Mangbettu auch zu einer größeren Entwidlung der Holzschneiderei. Bereits Schweinfurth stellte fest, „daß sie das einzige afrikanische Volk sind, welches den Gebrauch des einschneidigen Messers kennt, dessen Vorteil darin besteht, die Unterstüzung des Zeigefingers beim Schnitzen eine im Detail sichere Handhabung ermöglicht“. Das zum Schnitzen verwendete Holz wird einer riesigen Rubiacee entnommen, das weich und risselos ist, ähnlich wie unser Pappelholz. Die Stämme dieser Bäume erreichen, soweit sie astfrei sind, eine Länge von 15 Metern bei einem Durchmesser von mehr als zwei Metern. Man kann daraus ersehen, wieviel tausend Siebe mit dem kleinen Mangbettubeil nötig sind, um einen derartigen Riesen zu fällen. Aus diesem Holze fertigen sie ihre Boote, Schilde, Schüsseln und Schemel.

Die Mangbettu müssen Meister der Baukunst genannt werden; ihre Hütten sind die solidesten und hübschesten aller mir bekannt gewordenen Negerbehauungen. Nur die Musgumbütten am Tschadsee übertreffen sie an Eigenart. Schweinfurth betonte, daß die Mangbettu rechteckige Häuser lauten, und erkannte daran den vorwiegend westafrikanischen Charakter dieses Volkes. Rundhütten hätten zwar zu seiner Zeit auch schon bestanden, aber nur in geringer Anzahl. Heute ist das umgekehrt. Diese haben gewöhnlich 6 Meter Durchmesser. Sie bestehen aus einer etwa 1,20 Meter hohen und 0,85 Meter breiten Lehmwand, d. h. einem Kalksanden-zaun, der mit Lehm ausgefüllt und verstrichen ist und ein kegelförmiges Dach trägt. Das Dach pflegt nicht unmittelbar auf der Seitenwand zu ruhen, sondern auf Pfeilern, die rings um die Außenwand der Hütte eingerammt sind. Kein Mittelpfeiler ist nötig, um es zu halten, und trotzdem bietet es auch dem heftigsten Orkan Widerstand. Hergestellt wird es aus zahlreichen, drei bis vier Meter langen Blattstäben der Raphiapalmen, die untereinander mit Rotang verbunden sind. Eine wasserdichte Schicht Gras bedeckt das stabile Gerüst. Der Boden der Hütte besteht aus gestampftem Lehm und erhebt sich etwa einen Fuß über den Erdboden, wodurch er vor Nässe vollkommen geschützt ist. Die Inneneinrichtung bildet ein seitlich eingebautes Bett und eine in der Mitte befindliche Feuerstelle. Ueber dieser ist ein derbes Gerüst errichtet, auf welchem die Fleischvorräte geräuchert werden. Das Bett ruht auf vier starken, tief in die Erde gerammten Pfählen, die bei Hauptstützen oft mit Skulpturen geschmückt sind. Längs- und Querbalken verbinden sie, und eine dicke Schicht getrockneten Laubes dient als Pfühl. Die Mangbettuhütten sind peinlich sauber.

Die ganze, in Afrika ihresgleichen nicht findende architektonische Begabung der Mangbettu tritt aber erst beim Bau ihrer großen, „Bassa“ genannten bahnhöflichen Hallen zutage. Diejenige, welche ich bei Otondo sah, ist rechteckig, hundert Meter lang und fünfzig Meter breit. Das in der Mitte zwölf Meter hohe Dach fällt zu beiden Seiten bis auf zwei Meter ab. Diese mächtigen Bauwerke dienen als geschützte Versammlungsorte bei festlichen Anlässen.

Es gehört zur Tradition der Mangbettu, daß jeder große König eine solche sein eigen nennt. Schon Schweinfurth spricht mit Worten höchster Anerkennung von Munzas Halle, und diese technischen Leistungen, die ohne jeden europäischen Einfluß ausgeführt werden, fordern allerdings zur Bewunderung heraus. Man kann getrost sagen, daß wir nur mit unseren modernen Eisenkonstruktionen in der Lage wären, mit diesen Bauwerken, was Leichtigkeit und Widerstandsfähigkeit anbetrifft, zu konkurrieren. Die Mangbettu verwenden auch zu diesen Bauten die Blattstiele oder Mittelrippen der Raphiapalme, deren Wedel zehn bis zwölf Meter lang werden. Das kühn gewölbte Dach der Festhalle ruht auf fünf parallelen Pfostenreihen, aus je zwanzig stängeln, mit Skulpturen versehenen Baumstämmen. Die zahllosen Sparren des Dachstuhls und die Seitenwände werden ausschließlich aus den Blattstielen der Raphia zusammengefügt. Da die Mangbettu ebensowenig wie andere Neger Nadel kennen, sind sie genötigt, alle Teile zusammenzubinden. Dazu benutzen sie die gespaltenen Stiele des spanischen Rohrs, das ein sehr derbes Bindematerial ist.

Die Mangbettu sind ein sehr leichtlebiger Volk. Feste spielen bei ihnen eine noch größere Rolle als bei anderen Negern. Sie lassen keinen Anlaß freudiger oder trauriger Natur vorübergehen, ohne sich zum Tanze zusammenzufinden, und in mond hellen Nächten ist es schwer, in ihren Dörfern vor dem Lärm der Pauken und Trompeten zur Ruhe zu kommen.

Es wäre ja an sich nicht überraschend, bei einem Volke von der äußeren Kultur der Mangbettu Anzeichen einer tieferen Gemütsveranlagung zu finden. Merkwürdig ist nur, daß diese Kannibalen, die vor einem Menschenalter noch Kinder schlachteten, und sich selbst überlassen, wohl auch heute nicht davor zurückschrecken würden, auf der anderen Seite so sympathische Eigenschaften an den Tag legen, wie Liebe zu ihren Eltern, zu ihren Kindern und Frauen und Respekt vor den Weisen, ja sogar Mitleid. Eifersüchtige Neigungen sind den Mangbettu nicht fremd, bei der Koketterie der Weiber auch oft am Platze. Ihre Kinder sieht man sie oft streicheln, sich über ihre Spiele und Spielereien freuen, auch die Händchen der Säuglinge mit den Lippen berühren, was ich deshalb erwähne, weil das Küssen bekanntlich eine den Negern unbekannte Sitte ist.

Ihre Toten behandeln sie ehrsüchtig. Sie begraben sie dicht

neben ihren Hütten und bringen den Geistern der Abgeschiedenen Opfer in Gestalt von Nahrungsmitteln dar. Auch ehren sie ihr Andenken in Legenden und Gesängen, die sie zum Klange ihrer Mandolinen vortragen. Welch tiefe und selbst nach europäischen Begriffen schöne Gedanken manche dieser Gesänge enthalten, davon mag ein Vers eine Probe geben, den mein Gewährsmann, Herr de Calonne-Beaufait, aus dem Munde eines alten Mangbettubarden vernahm:

Wenn ich gestorben sein werde,
So begrabt mich nicht neben euren Hütten,
Ihr vergeht mich trotzdem.
Begrabt mich am Ufer des Flusses,
Die Wasservögel und die Frösche
Werden mich dort immer beweinen.

Man wird, glaube ich, in der Poesie primitiver Völker lange suchen müssen, um etwas Ähnliches zu finden.

Kleines feuilleton.

Geologisches.

Die Vorstellungen vom Innern der Erde. Ueber die Beschaffenheit des Erdinnern kann der Mensch keine unmittelbaren Beobachtungen anstellen, denn selbst die tiefsten Bohrlöcher sind nur wie der winzige Eindruck einer Nadel auf der Erdoberfläche. Es ist zwar neuerdings vorgeschlagen worden, einen Schacht von 20 Kilometer Tiefe herzustellen, aber diese Arbeit würde nach einem Voranschlag 85 Jahre in Anspruch nehmen und die Kleinigkeit von 100 Millionen Mark kosten. Es ist daher nicht anzunehmen, daß sie ausgeführt werden wird, wenn es sich nur um ein hauptsächlich wissenschaftliches Interesse dabei handelt. Nach den Gezeitenstudien ist die Behauptung aufgestellt worden, daß das Erdinnere eine Härte habe, die etwa zwischen der von Glas und von Stahl liegt. Außer den Gezeiten des Meeres haben namentlich die Erdbebenwellen ein Mittel geboten, Schlüsse auf den Zustand des Erdinnern zu ziehen. Gewöhnliche Erdbebenwellen pflanzen sich durch den Erdkörper mit einer Geschwindigkeit von etwa 9,2 Kilometer in der Sekunde fort, und würden danach die ganze Erde in der Richtung eines Durchmessers in 23 Minuten durchdringen. Im Zusammenhang mit Pendelbeobachtungen haben diese Tatsachen dazu geführt, die Dike der festen Erdkruste auf etwa 56 Kilometer zu schätzen. Die Härte des eigentlichen Erderns wird jetzt noch weit höher bewertet als früher, denn sie soll die von Nickelstahl noch dreimal übertreffen, während die Starre der Erdkruste im Durchschnitt etwas unter der des Glases steht. Jedenfalls ist die alte Vorstellung, das Erdinnere bestünde durchweg aus einer feurig-flüssigen Masse, jetzt als gänzlich aufgegeben zu betrachten. Ueberhaupt sind durch die Fortschritte der Naturwissenschaft während der letzten Jahre alle alten Begriffe von der Beschaffenheit der Erde ins Wanken geraten. Während man früher allgemein glaubte, daß die Erde sich zusammenzöge, erheben sich jetzt Stimmen dafür, daß sie sich im Gegenteil ausdehne. Namentlich hat die Entdeckung des Radiums zu einer Umwälzung der Anschauungen geführt. Lord Kelvin hat die Temperatur im Erdinnern auf etwa 4000 Grad geschätzt, während sie jetzt auf 400 000 Grad veranschlagt wird, aber dieser Schluß ist noch recht unsicher.

Medizinisches.

Heilung eines angeschossenen Herzens. Die Fälle, in denen ein verwundetes Herz durch einen chirurgischen Eingriff geheilt worden ist, haben sich in den letzten Jahren in erfreulichem Grade gemehrt. Meist hat es sich dabei um Verletzungen durch Stiche entweder mit Nadeln oder mit Messern gehandelt. Jetzt aber berichtet Dr. Tedesco in der „Wiener Klinischen Wochenschrift“ über den erstaunlichen Erfolg, den er bei der Behandlung einer durch ein Geschöß verursachten Herzwunde erzielt hat. Der Arzt, der seit zwei Jahren in einer brasilianischen Stadt tätig ist, wurde eines Tages in großer Eile zu einem jungen Burschen gerufen, der durch das Losgehen einer Schußwaffe in der linken Brust verletzt worden war und sich augenscheinlich im Zustand höchster Lebensgefahr befand. Das Bewußtsein war gänzlich geschwunden, fast der ganze Körper kalt und mit großen Schweißtropfen bedeckt. Die Schußwunde war entsprechend dem geringen Kaliber der Waffe von nur 6 Millimetern sehr klein und gab nur in Abständen einzelne Blutstropfen von sich. Während die Atmung noch wenig beeinträchtigt war, konnte der Puls überhaupt nicht mehr gefühlt werden, weder am Handgelenk, noch in der Herzgegend. Da der Befund auf eine starke innere Blutung schließen ließ, mußte möglichst schnell zur Operation geschritten werden, die sich aber geraume Zeit verzögerte. Noch bedenklicher war die Lage mit dem Beginn der Betäubung. Nunmehr hörte nicht nur auch die Atmung völlig auf, sondern es trat auch eine so starke Verfärbung des Gesichts ein, daß die Erhaltung des Lebens kaum noch erhofft werden konnte. Dennoch wurde durch künstliche Atmung und durch Massage der Herzgegend die Atmung wieder hergestellt. Es stellte sich nun heraus, daß dem Herzen durch das Geschöß eine Verletzung beigebracht worden war, die mit einem seidenen Faden verschlossen wurde. Schon am Tage nach der Operation besserte sich das Befinden des Kranken und es trat eine völlige Heilung ein, obgleich sogar eine Eiterung der Operationswunde nicht vermieden werden konnte.